

Alfred Beetschen

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ufer zu gelangen suchen. Dann stieg der Weg wieder aufwärts. Wir begegneten einer Herde stattlicher Rinder. Der Hirt ritt zu Pferd und jagte mit einer Art Lanze die seitwärts in die Kornäcker eingebrochenen Stiere heraus.

Darauf kamen wir zu einem Olivenwalde mit hundert- und zweihundertjährigen Bäumen. Dahinter sahen wir in der Ferne den Rauch der Calcaroni oder Schmelzöfen aufsteigen und mochten nach etwa einer guten Stunde dort sein.

Der Leiter des Minenwerkes stellte uns auf unsere Empfehlung hin bereitwilligst einen Führer zur Verfügung. Wir stiegen mit diesem eine grell beschienene Steinhalde hinan, die aus der Schlacke ausgebrannter Schwefelblöcke besteht. Da und dort befanden sich Eingänge zu den Minen und aus ihnen tauchten Jünglinge und Knaben hervor, höchstens mit einem Hemd bekleidet oder meist ganz nackt, von denen jeder einen großen Schwefelblock auf seiner Achsel trug.

Reuchend und in Schweiß gebadet trugen sie in langer Reihe ihre Blöcke zu den Schmelzöfen. So sahen diese armen Geschöpfe aus wie jener Zug der dem Burgatorium entstiegene Gestalten, welche zur Sühne für ihre Missetat ewig einen schweren Stein auf dem Rücken mit sich tragen müssen. (Dante, Purg. X—XI.)

Wir traten dann in einen dieser niedrigen, finsternen Gänge ein und unser Führer leuchtete mit einem Dellämpchen voran. Dieser Gang war an einzelnen Stellen so eng, daß er einem Manne kaum Raum genug ließ und dann wieder so niedrig, daß wir uns ordentlich bücken mußten. Zudem ist der Boden glitschig von dem oben herab tropfenden, übelriechenden Schwefelwasser.

Bald geht es bergan auf schlecht eingehauenen Stapfeln, bald wieder hinunter auf schlüpfrigen Stufen, daß man sich an den Seitenwänden anklammern muß.

Alle Augenblicke erscheinen im Halbdunkel Reihen keuchender Knaben, von denen der vorderste auf seiner Mühe ein Dellämpchen befestigt hat. Nur dürftig mit einem Leinentuch bekleidet oder meist in völliger Nacktheit halten sie uns flehend die Hand hin, um einen Soldo zu bekommen. Wir taten unser Möglichstes. Allein ein paar Kupferstücke können die grenzenlose Not dieser Armen nicht hinwegbannen, sondern da muß von Grund aus umgestaltet werden.

Betroffen von dem traurigen Los dieser unseligsten und erbarmungswürdigsten aller Menschen, folgen wir dem Führer immer noch mechanisch nach.

Bisweilen geht es dann fast senkrecht in die Tiefe. Dort kreuzt ein unterirdischer Bach den Weg. Rechts und links öffnen sich Seitenstollen, aus denen dumpfe Hammerschläge hörbar werden. Darauf erklimmen wir in einer Art Wendeltreppe einen Saftstollen, in dessen Hintergrund engbrüstige, hohläugige und schweißtriefende Männer beschäftigt sind, mit einem Pickel Schwefelklöcke aus dem Felsen zu lösen, wobei dann jedesmal giftige Gase sich befreien und das Atmen fast unmöglich machen.

Die Hitze aber steigt, je mehr man in dieses Labyrinth eindringt, denn nirgends öffnet sich ein Lichtschacht nach oben, nirgends kommt frische Luft herein. Man fühlt die Brust beengt von dem Schwefelgeruch und von der Feuchtigkeit.

Es ist entsetzlich! In diesem Grabesdunkel, erfüllt von stechendem Schwefeldampf müssen die armen Carusi die schönsten Jahre ihres Lebens verbringen. Wenn hier nicht Hunderte und Tausende junger Menschenleben binnen weniger Jahre aufgezehrt werden, so müßte es ein Wunder sein, da ja für Hygiene nichts getan wird und diese Minen von vorjüngstlicher Primitivität sind.

Es gibt ja freilich daneben auch Gruben, die mit schön geraden, wagrecht und senkrecht gebauten Stollen, mit Schienen, Rollwagen und Aufzügen versehen sind. Aber diese bilden vorderhand eine verschwindende Minderzahl.

(Schluß folgt.)

Die Solothurner Tracht.

In den letzten Jahren machen die Solothurner Heimatschützer, speziell der weibliche Teil unter ihnen, redliche Anstrengungen, ihre althergebrachte schöne Tracht wieder einzubürgern. Wie bei uns im Bernerland ging ihnen diese reizvolle Landes-Eigenart in den 80er Jahren, in der Zeit des plattesten Materialismus, verloren. Bis zu dieser Epoche hatte sich die Tracht, wenigstens die der Frauen, mit sinn-gemäßer Anpassung an den Zeitgeschmack erhalten gehabt.

Heute gilt es, im Kampf mit der Allergewaltsamkeit den verlorenen Geschmack und die Freude an der überlieferten Landestracht wieder neu zu pflanzen und aufzubauen.

Ein gelungener Versuch in dieser Richtung war die Ausstellung solothurnischer Landschaften und Trachten, die im Ostern in Olten durchgeführt wurde. Die Hoffnung der Veranstalter, der Solothurner Heimatschutz-Vereinigung,

geht dahin, daß bald bei familiären und öffentlichen, festlichen und vaterländischen Anlässen die Frauen in der farbenreichen alten Tracht das Stadt- und Dorfbild fröhlich beleben möchten.

Die Solothurnertracht zeichnet sich durch eine geschmackvolle Schlichtheit aus. Schwarze Bantöffelchen, weiße Strümpfe, gefaltete Hüppen aus Leinen oder Wollstoff, schwarz bei Frauen, rot oder braun bei Töchtern, farbig besticktes und mit Sammetbändern eingefasstes Mieder und eine sogenannte Schnabelhaube als Kopfbedeckung, das sind die Hauptbestandteile der Tracht. Nicht zu vergessen, weil zur Solothurnertracht notwendigerweise gehörend, die beiden Schmuckstücke, das sogenannte „Dehli“, ein Anhänger aus feiner Filigranarbeit mit einem von farbigen Steinen umrahmten Medaillon — ursprünglich ein Amulett mit Heiligenbildchen, später ein Medaillon mit Miniaturporträts — das an der Halskette vor die Brust gehängt wird; ferner die Brautgürtel aus Silberspangen mit Hängern, die um die Taille und Hüfte getragen werden, wie unsere Abbildung zeigt. Die Solothurnertracht ist schmod und fleidsam und verdient es zweifellos, wieder zu neuem Leben erweckt zu werden.



Solothurner Tracht um 1830.

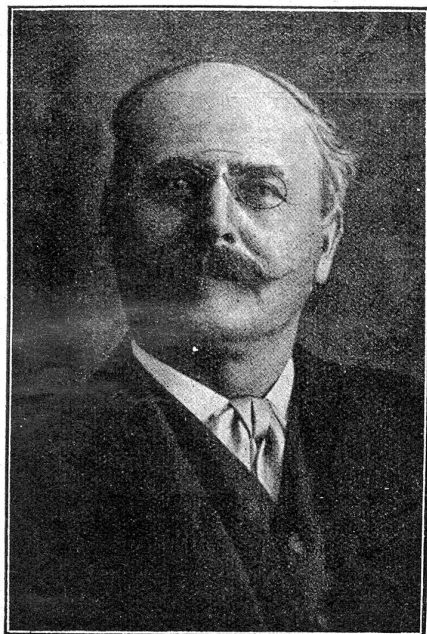
Schnabelhaube, appretierte Wollschürze. Original im Museum Bally-Prior, Schönenwerd.

† Alfred Beetschen,

gew. Schriftsteller und Redaktor.

Der am 1. März lezthm in Zürich verstorbene Schriftsteller und Redaktor Herr Alfred Beetschen war früher gelegentlicher geschätzter Mitarbeiter der „Berne Wochen“. Ältere Abonnenten erinnern sich vielleicht seiner interessanten

Plauderei im Jahrgang 1912 über die Dichter Arnold Ott und J. B. Widmann als Brieffschreiber. Beetschen stand in seinen guten Jahren mitten im literarischen Leben der Schweiz drin; von seinen Beziehungen zu den dichtenden Zeitgenossen zeugt sein Skizzenbüchlein „Literarische Begeg-



† Alfred Beetschen.

nungen“. Arnold Ott quittierte ihm damals das zu schmeichelhafte Porträt von seiner Person mit der freundschaftlich-hagebuchenen Anrede „Verdammter Meuchelmaier“. Für gewöhnlich redete er ihn mit „Lieber Berslump“ an.

Mit J. B. Widmann wurde Alfred Beetschen bekannt, als jener im „Bund“ seinem Vater, dem ausgezeichneten blinden Cellospieler Samuel Beetschen, einen warmen Nachruf widmete.

Alfred Beetschen, aus Aeschi stammend, wurde im Jahre 1864 in Aarau geboren. Er sollte Musiker werden wie sein Vater, den er schon als Kind auf seinen Konzerten durch die Schweiz begleitete. Er studierte auch Musik in München und war einige Zeit Musikdirektor in St. Gallen und Gais, aber die innerste Anlage wies ihn zur Literatur und zur Kritik hin. So wurde er denn Rezensent an den „Basler Nachrichten“ und — nach seiner Verheiratung — Redaktor in Zürich am „Nebelspalter“ (1895—97). Hier konnte er seine Verskunst und seine witzig-satirische Ader zur Geltung kommen lassen. Aber die Lebensstellung hatte er nicht gefunden. Er begann nun ein recht tatenreiches, aber unruhiges Wanderleben, während welchem er an den verschiedensten Zeitungen Anstellung und Betätigung fand, so in München, Chemnitz, Berlin, Mannheim und Strassburg. Zwischenhinein schrieb er ein Gedichtbändchen „Schweizerlust“ und zahllose, nicht gesammelte Gedichte; auch verfaßte er einen Richard Wagner Roman, „Ein reines Tor“, und die epische Dichtung „Ein Königstraum“, die viel beachtet und sogar von großen Rezitatoren wie „Wassermann“ zum Vortrag gebracht wurde. Seine letzte Erzählung „Aus dunkeln Welten“ wurde in der Familienzeitschrift „Schwyzers Hüsi“ veröffentlicht, deren Redaktor er zuletzt war, nachdem er die Redaktion der „Schweizerischen Wirtzeitung“ aufgegeben hatte.

Alfred Beetschen hat die guten, aber mehr noch die schlimmen Tage eines Schriftstellerlebens voll durchkostet. Er hat eine Unsumme von Federarbeit geleistet; eine Arbeit, die notwendig und nützlich ist, aber die denjenigen, der sie tut, nicht auf den grünen Zweig kommen läßt —

Schriftstellerlos! Um dieser großen Arbeit willen, im Dienste der Allgemeinheit und unter dem Banner des Idealismus geleistet, sei seiner hier in Anerkennung und in Dankbarkeit gedacht.
H. B.

Zwei Gedichte von Alfred Beetschen.

Zweiterlei Versuch.

Mach' auf! Mach' auf! So hat das Leid geklopft
Und ruhte nicht, bis mir's vom Aug' getropft...
Mich aber hat die Muse jener Nacht
Durch Tränenflor holdselig angelacht.

Mach' auf! Mach' auf! So schlug's an's Herzenstor.
Da stand das Glück in Duft und Glanz davor.
Ein selb'ner Gast fürwahr! Fast kannt' ich's nicht, —
Und dunkle Wehmut spiegelte mein Gedicht.

Feinde.

Ein guter Feind ist Goldes wert,
Wohl dem, dem einer ward beschert.
Er läßt uns bald erkennen
Die, so sich Freunde nennen.

Ein guter Feind hält treue Wacht
Wie dein Gewissen Tag und Nacht,
Er gibt dir Kraft und Stärke
Zu wagemut'gem Werke.

Ein guter Feind schnallt unbewußt
Den Harnisch um des Gegners Brust.
Ein guter Feind auf Posten,
Läßt rasten nicht, noch rosten!

Der alte Schönauser.

Von Alfred Beetschen.

Ohne ihn kann ich mir das alte, liebe Berner Stadttheater gar nicht mehr denken. Wenn er in der Hotellaube des „Hotel de Musique“ in seinem vergitterten Kassaverließ saß, schien er, wenn auch nicht Bein, so doch Stein vom Stein des nunmehr verfloßenen Musentäfigs — denn „Tempel“ wäre doch viel gesagt — zu sein. Sein grimmiger schwarzer Schnauzbart, dessen buschige Enden wagrecht hinausstanden, gaben dem Mann, der hier Jahrzehnte lang seines Amtes als Theaterkassier waltete, ein Aussehen, das Respekt einflößte. So ungefähr mußte der Wächter zum Paradies ausgesehen haben, der ja wohl auch ein bißchen mit dem Cerberus verwandt gewesen sein muß. —

Vom Runzeln seiner Augenbrauen hing es ab, ob man noch ein Billet für die „Loge royal“ bekam, auf der freilich nie eine königliche Hoheit Platz genommen haben dürfte. Befand sie sich doch unterhalb des „Zuhe“, der Galerie, war also im zweiten Rang, direkt der Bühne gegenüber. Einen Franken und sechzig Rappen kostete, wenn ich mich recht erinnere, dieser Platz, der von theaterfreundlichen Leuten des Mittelstandes bevorzugt wurde. Wenn dann der grimmige Papa Schönauser scharf durch die Gläser seiner schief auf der Nase sitzenden Vorgnette äugend, mit der siegelringgezierten Hand aus dem Fach die verlangten Eintrittskarten herauslangte, war man geborgen, restlos glücklich. Papa Schönauser hatte in dem kalten Loch der Theaterkasse gewöhnlich ein Käppchen an, was ihm ein ehrwürdiges Aussehen gab und uns Buben nicht wenig imponierte. Er muß Generationen von Bernern gesehen haben, die bei ihm gewissermaßen antichambrierten, um bei ihm ihre Theaterbedürfnisse zu befriedigen. Ein lieber Mann, — ein liebes Theater. Sie paßten gut zusammen, die zwei, und ich persönlich kann mir — wie schon gesagt, eines ohne den andern nicht denken.